

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 46.

Donnerstag, 24. Februar.

1916.

(11. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Professor Weber und Edith freuten sich, Anne-Marie so zufrieden zu sehen, und Heinrich, der den Fürsten Beerbach kannte, mußte sich oft vorstellen, wie arm und schal das Leben an dessen Seite für seine ehemalige Schülerin wohl geworden sei! So kamen Tage, wo Anne-Marie wirklich glücklich war, namentlich, als der Sparschatz auf der Bank sich anfang zu mehren, und oft saß sie im traulichen Zwiegespräch mit Edith, beide hausfraulich-praktisch erwägend, daß Anne-Marie sich ein eigenes Heim gründen solle, eine Dreizimmerwohnung in Friedenau oder Wilmersdorf mit Möbeln und Gardinen nach ihrem Geschmack!

Seitdem sie sich eingearbeitet hatte, sah sie den Geheimrat selten, manchmal ließ er ihr einen besonderen Wunsch, der die Ordnung der Bibliothek betraf, auf einem Zettel geschrieben auf ihren Schreibtisch legen, und manchmal schaute die alte Hausdame, Frau Dr. Naspers, in die Bibliothek, fragend, ob Anne-Marie irgendeinen Wunsch oder eine Bestellung für den Geheimrat habe.

Anne-Marie saß vor ihrem Schreibtisch in der Bibliothek und hatte ein großes althochdeutsches Werk vor sich, das in Schweinslederband ein ehrwürdiges Alter verriet. Daneben lagen zwei althochdeutsche Lehrbücher und Grammatiken, aus denen sie eifrig studierte, um dem Inhalt der einzelnen Kapitel auf die Spur zu kommen, denn das halbe Titelblatt fehlte.

Sie war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie überhörte, wie die Tür geöffnet und geschlossen wurde, und erst, als feste, gleichmäßige Schritte über den roten Teppich kamen und an einem der Schränke Halt machten, sah sie auf. Die Feder klirrte leise auf dem Schreibtisch, als sie sie hinlegte, und der Eingetretene, sich allein glaubend, sah sich um. Ein großer, schlanker, in elegantem, dunklem Jackettanzug gekleideter Herr mit einem energischen, klugen Gesicht. Sein Blick überflog den Schreibtisch und Anne-Marie, die sich lächeln erhoben hatte und mit rascher Bewegung ein paar widerspenstige Locken aus der Stirn strich, die bei der Arbeit sich aus dem Wellenscheitel gelöst hatten. Eine Dame, wie kam eine Dame hierher? Sollte das die neue Sekretärin sein, von der ihm sein Vater kurz geschrieben, von der Frau Dr. Naspers gesagt, daß sie wahrscheinlich noch nicht anwesend sei, da es doch erst kurz nach neun Uhr sei.

Er trat näher und verneigte sich: „Ich kann wohl nicht gut um Verzeihung bitten, daß ich hier eindringe. Denn ich bin hier daheim!“, sagte er mit tiefer, angenehmer Stimme. „Aber ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie erschreckt und in Ihrer Arbeit wahrscheinlich unliebsam gestört habe. Mein Name ist Sellenfort — Dr. Thomas Sellenfort —“

„Ich bin Ihres Herrn Vaters Sekretärin —“ sie nannte ihren Namen nicht in der Erwägung, daß er ihn nicht interessiere, oder daß er ihn anderweitig im Hause erkunden könnte.

„Und ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein, sich nicht stören zu lassen, ich suche hier am lateinischen

Schrank ein Werk, das ich zu meiner neuen Arbeit brauche — und bis zu diesem Schrank scheinen Sie noch nicht vorgedrungen.“

„Ich werde bis zu diesen beiden: Lateinisch und griechisch schwerlich vordringen — es lag auch Herrn Geheimrat nur jetzt an dem Katalog für die anderen Bücher.“ Sie setzte sich und nahm ihre Arbeit wieder vor, ihre schmale, rechte Hand schlug die Seiten um, auf die Linke stützte sie den feinen Kopf.

Dr. Thomas Sellenfort blickte überrascht auf — das war ganz der Ton und die Art einer gewandten Dame der großen Welt — es mußten doch wohl ganz besondere Verhältnisse gewesen sein, die dieses Fräulein — ja, wie hieß doch die Sekretärin noch — dieses Fräulein Schmidt oder Müller, in die Dienstbarkeit eines frommen Hauses gezwungen hatten.

Sie wartete gar nicht ab, ob er noch etwas zu sagen hatte, sondern nahm nach einigen artigen Worten, wie sie gebildete Leute, die sich treffen, wechseln, ihre Arbeit ganz selbstverständlich wieder auf.

Er zog den Tritt heran, stieg hinauf und holte sich die Bücher, die er gebrauchte, dann machte er einen kleinen Umweg an ihrem Schreibtisch vorbei und sagte, stehenbleibend und sich vorbeugend: „Ich werde Sie auch nicht wieder erschrecken, gnädiges Fräulein —“

Sie sah flüchtig von ihren Büchern auf, in ihren großen grauen Augen stand deutlich zu lesen: „Warum störst du mich eigentlich?“ Sie sagte aber in ihrer selbstbeherrschten Art:

„Guten Morgen, Herr Dr. Sellenfort.“

Er ging ein paar Schritte zur Tür, dann kehrte er nochmals um: „Wie geht es eigentlich Professor Weber, wie mein Vater mir schrieb, sind Sie mit Webers bekannt?“

„Professor Weber hat mich unterrichtet — jetzt verkehre ich freundschaftlich mit seiner Gattin.“

„Darf ich Sie bitten, den Professor von mir zu grüßen, er wird sich wundern, daß ich wieder hier bin — meine Reise sollte eigentlich noch ein halbes Jahr länger dauern.“

Er hoffte, sie würde fragen, wohin seine Reise ihn geführt hatte, aber sie sagte nur: „Gewiß, Herr Dr. Sellenfort, sobald ich nach Beldorf komme.“

Welter nichts! Und er hätte so gern noch länger den eigenartigen Ton dieses vollen schönen Frauenorgans gehört.

Er zog die Tür leise hinter sich zu und stieg sinnend die Treppe empor zum Giebelgeschoß, in welchem seine Wohnung lag.

In Schloß Wiesenheim flüsternte und raunte es geheimnisvoll unter Bedanten und Dienerschaft, wie so oft schon in den bald vier Monaten, seit Prinzessin Anne-Marie ihre Heimat verlassen. — Ein fremder Herr, den noch nie jemand auf Schloß Wiesenheim gesehen, war auf Befehl des Fürsten mit dem Paaren vom Bahnhof abgeholt worden. Gleich nach seinem Eintreffen

hatte der Fürst zwei Stunden hinter verschlossenen Türen mit ihm konferiert und dann befohlen, „Herrn Dr. Schwarz“ das Frühstück in der Bibliothek zu servieren.

Der Fürst aber begab sich zu seiner Gemahlin, die ihn anscheinend schon mit Ungeduld erwartet hatte.

Fürst Karl Max trat schnell auf sie zu und drückte, wie es seine Gewohnheit war, einen Kuß auf ihre Stirn, ehe er zu erzählen begann: „Es war ein guter Gedanke von dir, liebe Agnes, mir den Rat zu geben, mich an das „Bureau Juich“ zu wenden. Dieser Dr. Schwarz, den sie mir da geschickt haben, macht einen famosen Eindruck. Edellose Manieren, geschickt, schlau und energisch und hat sehr vernünftige Ideen.“

„Du sagtest ihm, daß Anne-Marie schon seit Jahren ganz eigentümlich gewesen und nun offenbar nervenkrank wäre?“

„Selbstverständlich! Vollständig auf die Diskretion solcher Leute bauen kann man ja niemals, und außerdem ist's meine eigene Überzeugung, daß Anne-Marie nervenkrank ist; ein vernünftiger Mensch tut nicht solch einen Schritt. Damit ist ja nicht gesagt, daß sie gemeingefährlich nervenkrank ist; sie muß aber in eine Anstalt unter strenger Aufsicht, damit ähnliche Extravaganzen ausgeschlossen sind.“

„Und was ist nun die Ansicht dieses Dr. Schwarz?“ fragte Fürstin Agnes.

„Nun, er stimmt mir natürlich bei und glaubt, daß Anne-Marie sich nach München oder Berlin gewandt hat, eher noch nach Berlin. Daß sie in Dresden ist, glaubt er bestimmt nicht, trotz oder vielmehr gerade wegen des Briefes an die Fürstin Nauwach. Er meint, soviel Überlegung würde sie schon haben, sich nicht durch den Postkempel zu verraten. Jedenfalls will er seine Nachforschungen zuerst in Berlin beginnen.“

Ich habe nur Anne-Maries Bild als Badisch gefunden, und das zeigt sie doch recht verschieden von ihrem jetzigen Aussehen. Ich weiß doch, daß sie sich vor nicht langer Zeit hat photographieren lassen; es waren sehr gute Aufnahmen, soviel ich mich erinnere — hast du nicht eines dieser Bilder, Agnes?“

„Deine Tochter hat es nicht für nötig gehalten, mir eines davon zu verehren“, sagte die Fürstin etwas spitzig, „aber jedenfalls hat doch Karl-Friedrich eins, ebenso die Fürstin Nauwach.“

„Selbstverständlich. Ich glaube sogar, für die Fürstin ließ sie sich damals photographieren. Ich werde sofort an Karl-Friedrich schreiben deswegen. Immerhin verzögert das die Sache um einige Tage.“

„Ja, und es wäre wirklich Zeit, daß dieser Skandal seinen Abjluß fände. Solange die Verwandtschaft, die anderen Höfe nicht wissen, daß Anne-Marie sicher unter deinem Schutze in einer Anstalt ist, solange hört das Reden und Tuscheln und Vermuten nicht auf.“

(Fortsetzung folgt.)



Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben.
Richard Wagner.

Hamburger Brief.

Übermüß Sturm und Hochflut. — Auf Finkenwärder.

Wiederum ist in die Luft dröhnende Musik des Krieges hinein die weit vernehmliche, elementare Melodie neu entfesselter Sturmgewölke gedrungen. Eben noch ging ich in lindem Rhythmus dahin, der Himmel wühlte sich frühlingsmild, die ersten Knospen der Bäume hingen wie feine Bronzegerlen, leicht, metallisch glänzend, an den nackten, unbewegten Zweigen. Ich trat in ein Haus ein, sah hier eine Stunde in der gemütlichen Menge meines Bekannten, des Kapitän's, und der erzählte von einigen gefährlichen Fahrten in den schwedischen Gewässern. Als ich wieder ging, waren draußen alle Wetterkurven losgelassen. Bei der Nordweststurm! Unter einer unbegreiflich jähen Wendung der Luftelemente sprang er in die Stadt hinein, fuhr mit unge-

hauerten Gewaltschlägen durch die Straßen, zog rasende, tanzennde Wirbel an den Ecken, peitschte den Regen an den Häuserfronten hin, zerstäubte die Massen der Tropfen zu unruhig flüchtenden Sprühwolken. Und hoch! Ganz aus der Nähe der dumpfe Schall eines Schusses. Der Wettergott läßt seine Kanone dröhnen. Oben auf dem Stadtdach. Die Erde steigt. Es ist Hochwassergefahr. Sturmflut.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Dampfer nach Finkenwärder, dem Fischerland im Elbstrom. Die Flut war bereits in der Nacht wieder zurückgegangen. Der Höchststand betrug 7,93 Meter, war nur um ein Geringes niedriger als am 13. Januar. Der Nordweststurm hat geradeswegs die Richtung, die der Flußlauf verfolgt, in voller Breite jagt er direkt in den Hafen hinein. So trieb er die Wasser erst über die Landungsanlagen bei Neumühlen, über die Ausbauten des Altonaer Fischmarktes, riß hier einige Fischerboote los und treifelte sie fortstehend mit sich herum, drängte die Flut ins Elektrizitätswerk und setzte die Maschinen außer Betrieb, schwenkte die Kellerwohnungen am Hafen voll, säuberte das Hausgerät umher, ließ die Kanäle der Stadt aufschwellen und leitete auch hier den Flußstrom in die niedrig gelegenen Räume.

Der Wellengang arbeitete noch immer hoch und wild. Über der Sturmflut hatte sich gelegt. Es war 5 Uhr nachmittags. Von den St. Pauli-Landungsbrücken betrachtete ich das Hafenbild. Wie schnell verrichtet die Sturmflut ihr Werk! In wenigen Stunden ist alles getan. Die kleinen Motorboote und Fährdampfer bevölkerten den Strom, aufwärts, abwärts, setzten über, lehrten zurück, die Wellen flüchteten, der Sticht sprühte. Am Altonaer Fischmarkt waren die Wasser längst wieder von den bedrohten Stellen abgeflossen. Einige Fischerfahrzeuge schwammeln gemächlich an ihren Lagerplätzen. Unser Dampfer schenkte Möbenschwärme auf, sie flogen, hoch, niedrig, gegen die Tiefen und Höhen der Wellen geneigt, eine Strecke mit und verloren sich wieder nach dem Hafen zu. Dunkle Wellenzüge senkten sich zum Horizont.

Bis Finkenwärder fährt man ungefähr eine halbe Stunde die Elbe abwärts. Das Inselgebiet soll dem Hamburger Stadtgebiet einverleibt werden. Man braucht es für Hafenerweiterungen. Die Arbeiten sind schon seit einiger Zeit im Gange, und ein Stück nach dem andern von den charakteristischen Deichlandschaften geht verloren. Georg Rod, ein kleiner holger Drachmann, ist der Dichter dieses kleinen, eigentümlichen Fischerlandes, das sich in etwa zwei Stunden umwandern läßt. In seinem Roman „Seefahrt ist not“ beschreibt er das Leben der Bewohner, ihre Leiden, ihre Freuden. Nordsturm und Sturmfluten sind für sie die großen Urheber alles Unglücks, aller Not. Ja, man möchte sagen, die Geschichte der Stürme ist auch die Geschichte der Insel.

Ich schaute nach den hinterlassenen Spuren der letzten Hochflut aus. Man wird selten oder nie die Gelegenheit so abpassen können, daß man die Katastrophen im Augenblick des Geschehens erlebt. Das Dramatische und Drohende ist schon vorüber, wenn man noch keine Ahnung davon hat. Der Wellengang legte sich, sobald der Dampfer in den kleinen Fischerhafen einbog. Die Barke der Einfahrt hat eigene, malerische Reize. Man meint, ein Stückchen Alt-Holland zu sehen. Hinterhand liegen zu zweien oder dreien, schiffenmäßig gestellt, die Fischer, alle in der gleichen Positur mit zwei Masten und weißen, grünen oder roten Farbenstreifen vorn am Bug. Oben auf dem Deich stehen breit vornüber gereicht die kleinen Giebelhäuser, einige in ihrer stumpfen, kantigen Form, wie aus der Spielzeugschachtel entnommen. Vorans scharen Weibengruppen nur noch mit den Kronen aus dem Wasser. Ich gehe zu den Deichhäusern hinauf. An der Seite stehen mehrere Adernwagen bis an die Räder im Wasser, waghalsige Burden turnen von einem zum andern. Hinter den Häusern hat die Flut die Gärten überschwemmt, die nach der Elbe zu abfallen. Das Kriegszeichen von Finkenwärder ist ein Anker, er steht unter einem Strohdach. Eine Menge Nägel waren schon eingeschlagen.

Als ich zurückfuhr, blühten in der Ferne an den Warf- gemäsen eine Reihe heller Lichter auf. Die hochbeigenenden Wellen der Elbe rollten in breiten Bügen hinter dem Dampfer her. Zwischen dunklen Wollen traten klar funkelnd die Sterne hervor. Der Nord glänzte in gelbem Schein. Je mehr die Dunkelheit zunahm, um so ferner und mächtiger schienen sich die Wasserflächen zu weiten...

Georg Rod.

Aus der Kriegszeit.

Eine französische Laterne zum Auffuchen Verwundeter. Das Auffuchen der Verwundeten im Stellungskampf ist oft eine sehr schwierige und auch gefährliche Arbeit. Meist werden die Verwundeten bei Nacht aufgefunden, da tagsüber das Feuer hüben und drüben gewöhnlich mit Einbruch der Dunkelheit aussetzt oder zumindest schwach wird. Doch auch dann ist es wichtig, möglichst wenig die Aufmerksamkeit des Feindes zu erwecken, weshalb die Laternen der mit dem Auffuchen der Verwundeten beauftragten Mannschaften so viel als möglich abgeblendet werden müssen. Aber eine neue Laterne, die ausschließlich zum Auffuchen der Verwundeten in Frankreich konstruiert wurde, veröffentlicht die Zeitschrift „La Nature“ interessante Einzelheiten. Um die Verwundeten möglichst unentdeckt aufzufinden, nahm man zu einer Laterne mit verstellbarem Licht Zuspruch, die von dem Ingenieur Bonsevera gebaut wurde. Es handelt sich um eine sehr einfache, aus starkem Material gebaute Äthylenkampe mit einem gewöhnlichen, in das Wasser hinabreichenden Karbidgefäß. Das Gas strömt durch einen Brenner aus, der den gewöhnlichen Brennern gleicht. Die eigentliche Erfindung besteht in dem Reflektor. Die Anbringung dieses Scheinwerfers, der mit der Hand angeschraubt wird, ist sehr einfach und nimmt wenige Minuten in Anspruch. Der Reflektor wird durch eine am Boden angebrachte Blende bedeckt, die, heruntergeschlagen, das ganze Licht freiläßt. Will man aber das Licht verdecken, so braucht man sich nur der beiden als Gegengewichte angebrachten Hebel zu bedienen, um die Klappe vor den Scheinwerfer zu schieben. Das Licht ist genügend hell, um damit ein Gelände von 20 Meter Entfernung übersehen zu können. Beim geringsten Alarm können die Träger die Blenden schließen, und alles ist dann auf einige Entfernung in Dunkel gefüllt. Trotzdem können sie das Auffuchen fortsetzen, indem sie die zweite, bedeutend kleinere Klappe durch Drücken auf einen Knopf klappten. An dieser Klappe befindet sich eine violette Glaslinse, und dieser violette Lichtschein genügt, um das Gelände auf einige Meter Entfernung absehen zu können. Das violette Licht ist auf die Entfernung hin unsichtbar, und da die Lichtstrahlen nur in gerader Linie herausgelassen werden, kann der Widerschein der Strahlen in der Luft nicht wahrgenommen werden. Die kleine Erfindung soll sich, wie „La Nature“ bemerkt, sehr gut bewährt haben.

Dokumente zum belgischen Franktireurkrieg. Eine wichtige Ergänzung zu der vom deutschen Auswärtigen Amt herausgegebenen Denkschrift über „Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges“ bietet Dr. Paul Rohrbach in einem soeben im Verlag von Karl Curtius in Berlin erschienenen Buch „Waffenverletzung und Volkskrieg in Belgien“. Unvergessen wird in der Geschichte das Wort Winston Churchills, des englischen Ministers, bleiben, der erklärte, die britischen Seesoldaten, die er nach Antwerpen entsandte, seien dazu bestimmt gewesen, „an der Seite dererschöpften belgischen Soldaten und der städtischen Bevölkerung zu kämpfen“. Daß — wie die oben erwähnte Denkschrift nachweist — auch die belgische Regierung die völkerrechtswidrige Haltung ihrer Bevölkerung gegenüber dem deutschen Heere wesentlich verschuldet hat, kann keinem Zweifel mehr unterliegen. Rohrbach weist nun durch die Zusammenstellung einer großen Zahl — meist faktilisiert wiedergegebenen — Auszüge aus belgischen Zeitungen nach, daß ein nicht geringer Teil der Schuld der belgischen Regierung darin liegt, daß sie das völlig wahrheitsgemäße Treiben einer aus Rand und Band geratenen Presse hat gewähren lassen. Es wird nicht verschwiegen, daß sich in den belgischen Wäldern Ermahnungen zur Mute und zur Besonnenheit befanden sowie Aufforderungen an die Bevölkerung, sich feindseliger Betätigung gegen die Deutschen zu enthalten. „Aber“, fragt Rohrbach mit Recht, „was hat eine Aufforderung an die Zivilbevölkerung, nicht zu kämpfen, für Wert, wenn nicht daneben eine Notiz über irgend eine Franktireurthat steht; welche Bedeutung hat eine Ermahnung zur Mute, wenn in der nächsten Spalte toller Spionensatz oder Vernichtung deutschen Eigentums in größter Breite geschildert wird und wenn der Zeitungs-schreiber dort seiner ohnmächtigen Wut gegen Deutschland in giftigen Verleumdungen und Beschimpfungen Ausdruck gibt? Und vor allem: welche Bedeutung kommt ihnen zu, wenn die

Regierung nichts tut, um diese platonischen Ermahnungen der Presse und dem Publikum gegenüber auch durchzusetzen?“ Aus der von Rohrbach mitgeteilten langen Reihe von belgischen Geständnissen und Berichten über belgisches Franktireurwesen sei eine kleine Blütenlese hier wiedergegeben. Das Grauenshafteste in dieser Beziehung ist zweifellos jener Anschlag, den man nach dem Bericht des Sekretärs des ehemaligen französischen Konsuls in Düsseldorf an den Zugängen belgischer Gemeinden angebracht hat: „Die Jagd auf die Tiere mit Schellen ist eröffnet. Die Jagdscheine sind gratis.“ Sehr bezeichnend ist ein Artikel der „Metropole“ von Antwerpen vom 7. Oktober 1914, dessen festschreibende Aufschrift lautet: „Zu den Waffen! Jeder wehrfähige Mann eine Blinde! Nützt nicht den Barbaren! Alles auf den Feind!“ In einem Aufruf an die Nation schreibt die „Anvers-Bourse“ am 5. August: „Als Antwort auf diesen Piratenangriff erhebt sich, alle Kinder Belgiens, eines Herzens, einer Seele; an der Seite unserer heldenmütigen Soldaten, die hingehen, um ihr Leben dem Vaterland zu geben, bewaffne sich die ganze Nation für die Verteidigung des Landes, so wie sie es früher getan hat; keinen Schritt soll der Feind tun dürfen, ohne kämpfen zu müssen!“ Das ist eine ebenso offene Anstiftung zum Völkerverbrechen wie der Satz in einem „Auslandsdokument“ der „Metropole“ vom 13. September: „Wenn es nötig wäre, wie kürzlich der Rechtsanwalt Dupont es geschrieben hat, daß sich hinter jedem Baum ein Gewehr befindet und in jedem Hause Schießscharten, so würde dies besonders in Augenblick des bevorstehenden Rückzuges des Feindes ein treten.“ In einem Stimmungsbild über „die Erbitterung auf dem Lande“ erzählt „La Chronique“ in Brüssel am 19. Aug. in deutlichen, nicht mißzuverstehenden Worten: „Das einmütige Gefühl aller dieser braven Leute ist ein wilder Haß. Sie sind entschlossen, ihr Leben teuer zu verkaufen. . . . Man glaubt sich zurückversetzt in die epischen Zeiten des Bouteriques. . . . Vergebens versucht man, ihnen Ruhe zu predigen. Vergebens erinnert man sie daran, daß es Zivilisten verboten ist, zu kämpfen, daß jeder feindliche Akt ihrerseits als Vorwand dienen würde zu schnellen Repressalien, daß sie die Truppen den schwersten Gefahren aussetzen und es riskieren getötet zu werden. Sie wollen nichts hören“ uff. Triumphierend verkündete „L'Echo“ am 6. August der Welt: „Die Lütticher leisteten wunderbaren Widerstand. Die Einwohner im Verein mit der Bürgergarde schlugen sich in den Straßen.“ Ähnliche Geständnisse über den belgischen Heldenmut finden sich in den belgischen Wäldern in großer Zahl, und damit jedem Verdacht einer Fälschung von vorn herein die Spitze abgebrochen ist, sind die Zeitungsstellen im Original faktilisiert abgedruckt (Zens. Bl.).

Aus der Geschichte von Durazzo. Immer mehr nähern sich die Österreicher auf ihrem siegreichen Vormarsch in Albanien der von den Italienern besetzten und befestigten Hafenstadt Durazzo, die den wichtigsten Hafen Nordalbanien besitzt. Durazzo ist das alte Dyrrhachium der Römerzeit, das in der altromischen Kriegesgeschichte eine ganz hervorragende Stellung einnimmt; es befand sich auch am Ausgang des Mittelalters längere Zeit hindurch im Besitze des Königreichs Neapel und dann der Republik Venedig. Dieses gab offenbar für die Italiener den Hauptgrund ab, um auch Durazzo zu dem „unerlösten“ Italien zu rechnen und sich dort festzusetzen, nachdem Albanien in Folge des Ausganges des letzten Balkankrieges zum Range eines selbständigen Staates erhoben worden war. Schon die alten Griechen hatten die Bedeutung des Hafens von Durazzo erkannt; sie gründeten an ihm im Jahre 625 v. Chr. eine Kolonie, der sie den Namen Epidamnus gaben, und die sich sehr schnell zu einer bedeutenden und vortrefflichen Stadt entwickelte. Parteikämpfe in Epidamnus führten im Jahre 491 v. Chr. den bekannten Zwist zwischen Kerkira (dem heutigen Korfu), der Mutterstadt der Kolonie, und Korinth, der Mutterstadt Kerkiras, herbei, aus dem sich dann der peloponnesische Krieg entwickelte. Im Jahre 220 v. Chr. gelangte die griechische Kolonie in den Besitz der Römer und erhielt von diesen den Namen Dyrrhachium. Der Hafen von Dyrrhachium hatte in der Zeit der römischen Welt-herrschaft eine überaus wichtige Bedeutung als Landungs-platz für den Übergang von Italien nach Griechenland. Die Römer stellten zur Verbindung mit Griechenland eine ihrer bedeutendsten Heerstrassen, die heute noch bestehende Via Egnatia, her, die von Dyrrhachium über Thessalonike (Sofia) und Philippi nach Byzantium führte. Eine sehr wichtige Rolle spielte Dyrrhachium in dem Kriege zwischen Cäsar und Pompejus, der sich in Dyrrhachium festsetzte, hatte

und dort von Cäsar im Jahre 48 v. Chr. belagert wurde. Es gelang aber den Truppen des Pompejus, die Truppen Cäsars zum Rückzug nach Mazedonien zu drängen. Bei der Teilung des römischen Weltreiches im Jahre 895 fiel Dyrrhachium als Hauptstadt der römischen Provinz Epirus Nova an das oströmische Reich; im Jahre 481 wurde es von dem Ostgoten-König Theodorich, im 10. und 11. Jahrhundert zweimal von den Bulgaren vorübergehend besetzt. Besonders denkwürdig ist die Belagerung Dyrrhachiums in den Kämpfen der Kreuzfahrer gegen Ostrom durch den den Normannenherzog Bohemund in den Jahren 1107 und 1108. Trotz des Anmarsches eines starken byzantinischen Heeres setzte Herzog Bohemund die Belagerung fort und tat dies selbst dann noch, als er von den Truppen des Kaisers Alexius vollständig eingeschlossen worden war. Im Frühjahr 1108 ließ er seine eigenen Schiffe zerstören, um aus ihnen Holz für Belagerungsmaschinen zu gewinnen. Bohemund ließ einen die Mauer überragenden und mit Fallbrücken versehenen Turm erbauen und führte diesen gegen die Festungsmauern heran. Den Verteidigern Dyrrhachiums aber gelang es, den Turm zu verbrennen. Den von den Belagern angelegten Minen setzten die Belagerten noch wirksamere Gegenminen entgegen. Sie bedienten sich dabei in überaus geschickter und wirkungsvoller Weise des „griechischen Feuers“, das den in den Minengängen vordringenden Soldaten aus Siphonen (Röhren) ins Gesicht geblasen wurde. Da es der byzantinischen Flotte schließlich gelang, dem Herzog Bohemund jegliche Zufuhr abzuschneiden, blieb diesem nichts anderes übrig, als vor dem Kaiser Alexius zu kapitulieren. Auch in der Geschichte der unglücklichen Hohenstaufen, die weßlicher Tüde und Hinterlist in Italien unterlagen, spielt Dyrrhachium, dessen Name bald darauf die italienische Form Durazzo annahm, eine Rolle. In der Mitte des 13. Jahrhunderts trat der oströmische Kaiser Michael II. die Stadt und den Hafen von Dyrrhachium an den Sohn des Kaisers Friedrich II., den tapferen Manfred, ab, der dann im Jahre 1258 König beider Sizilien geworden ist. 1272 gelangte Durazzo, wie es fortan genannt wurde, in den Besitz des Königreichs Neapel und wurde von diesem im Jahre 1392 an die Republik Venedig abgetreten, die es bis zum Jahre 1501 behaupten konnte. In diesem Jahre setzten sich die Türken in den Besitz der Stadt, nachdem sie im Jahre 1493 Konstantinopel erobert und ihren siegreichen Vormarsch auf dem Balkan fortgesetzt hatten. Bis zu dem Balkankriege im Jahre 1913, der dem Staate Albanien die Selbständigkeit brachte, war also Durazzo türkischer Besitz. Nun sind die Wogen des Weltkrieges auch über die alte Hafenstadt Dyrrhachium hereingebrochen, die von der frühesten Geschichte Europas an bis in die neueste Zeit so wechselvolle Schicksale erlebt hat, und die bevorstehende Einnahme der Stadt durch die siegreich vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen wird einen neuen Wendepunkt in ihrer ereignisreichen Geschichte bedeuten.

Die unpatriotische Erklärung. Die Sorgen wegen der ungeheuren Kriegsausgaben, denen Großbritannien unterworfen ist, äußern sich tagtäglich von neuem in den englischen Zeitungen, und man kann kaum noch ein Londoner Blatt in die Hand nehmen, das nicht mindestens ein Feuilleton, einige kleinere Artikel und eine ganze Anzahl von Vorschlägen hinsichtlich der so dringend notwendigen nationalen Sparsamkeit enthält. Doch auch in dieser Frage vermisst man die einst so vielgerühmte praktische Logik der englischen Denungsweise, die ja auch in den kriegerischen Unternehmungen der Engländer in diesem Felzuge nicht allzu häufig festzustellen ist. Jedenfalls aber hat man jenseits des Kanals die sehr unzweideutige Tatsache erkannt, daß man nicht mehr über unbefristete Geldmittel verfügt, sondern vielmehr die ausgebreitetste Sparsamkeit zur Regel machen muß. Wenn man sich auch demnach über das „Was?“ im Klaren ist, so geben doch über das „Wie?“ die Ansichten merklich auseinander. Die begüterten Kreise sprechen von den überflüssigen Ausgaben im Volke und den hohen Löhnen der Arbeiterschaft, das Kleinbürgertum wieder wendet sich gegen die Ausgaben der Klub- und Gesellschaftswelt. Ohne Zahl sind die Vorschläge, die zur Befolgung des Kriegssparsamkeitsprinzips gemacht werden. Die neueste Entdeckung auf diesem Gebiete aber hat die „Daily Mail“ gemacht. Und sie ist komisch genug, um eine Wiedergabe zu verdienen. Dem Londoner Blatt gebührt nämlich der Ruhm, entdeckt zu haben, daß die Erklärung, an der die Londoner in der jetzigen Rebelzeit in so großer Zahl leiden, eine verschwenderische und darum höchst unpatriotische Angelegenheit ist. Unter dem Titel „Die Erklärung ist eine Verschwendung im Kriege“ schreibt das Blatt wie folgt: „Zu viele Leute sind eingeblendet darauf, das Opfer einer Erklärung zu sein, und erblicken in dieser leichten Erkrankung eine willkommene

Gelegenheit, die allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sich zu lenken. Wenn man sich z. B. gegenwärtig in einem Hotel aufhält, kann man die Beobachtung machen, daß die meisten Leute bei uns an diesem lächerlichen Gang leiden. Herr z. B. hustet jeden Morgen laut und anhaltend, wenn er den Frühstücksaal betritt, weil es ihm Vergnügen macht, nach seinem Wohlergehen befragt und allseitig bedauert zu werden. Und wenn Fräulein J. spät nachts Hustenorgien feiert, so geschieht dies zum großen Teil, um am nächsten Tage von mittelbigen Fragen umschmeichelt zu werden. Selbst die Leute in den Eisenbahnzügen, in den Straßenbahnen und in den Geschäftslokalen lassen ihrer Erklärung freien Lauf, um sich als die heldenhaften Opfer des winterlichen Leidens betrachten zu lassen. Dabei ist dieses fortwährende Husten und Nüßern für den Erkrankten selbst am schädlichsten. Die meisten Leute husten mit dem Kraftaufwand eines Dreadnoughts, während ein Hustenlärm, der dem Maschinengeräusch eines ganz kleinen Motorbootes entspricht, vollaus genügen würde. Durch dieses Sichgehenlassen wird die Ansteckungsgefahr und damit die Verbreitung der Erklärung in hohem Maße begünstigt. Darum sollen erkrankte Leute nicht, wie man so oft sieht, das Taschentuch schwenken, da so eine Menge Personen von den Keimen der Erklärung erreicht werden können. Man soll beim Husten den Mund mit dem zusammengefalteten Taschentuch bedecken oder ein Zeitungsbild vorhalten. Wenn diese Regeln befolgt würden, könnte das Umsichgreifen der Erklärungen verhütet werden. Und was wäre damit erreicht? Größere Sparsamkeit natürlich, die für uns jetzt im Kriege bekanntlich unerlässlich ist. Wir sprechen und schreiben jetzt fortwährend über das Problem der nationalen Sparsamkeit, aber noch niemand hat die großen Geldausgaben bedacht, die durch diese überflüssigen Erklärungen hervorgerufen werden. Wenn wir nur zwei Erklärungen jährlich pro Kopf der Bevölkerung gestatten, so haben wir mit nicht weniger als 90 Millionen Erklärungen zu rechnen. Darunter sind viele ernstesten Charakters und erfordern die Bezahlung von Ärzten und kostspieligen Medikamenten. Auch wird in den Arbeiterkreisen hierdurch vielfach eine mehrere Tage währende Unterbindung der Arbeitsleistung bedingt. Wenn wir eine vernünftige Durchschnittssumme für die Kosten der Erklärungen annehmen, so erhalten wir für ein Jahr den Betrag von 225 Millionen Mark. Wenn wir für den Arbeitsausfall infolge Erklärung durchschnittlich einen Verlust von 5 M. annehmen, so erhalten wir doppelt so viel, also 550 Millionen Mark. Ein großer Teil dieser Verluste könnte aber gerettet werden, wenn man die eben angegebenen Regeln beachtet. Wer leichtfertig bei Erklärungen ist und das Publikum nicht vor Ansteckung bewahrt, handelt somit gegen die nationale Sparsamkeit, die jetzt als eine der ersten patriotischen Pflichten erscheint.“

Der Goliath der Klaviere. Das musikalische Leben Londons ist um eine Neuerscheinung bereichert worden, die dem Publikum beanpruchend darf, ohne Beispiel dazustehen. Der merkwürdige musikalische Gast, dessen Erscheinen als eine Sensation besprochen wird, stammt natürlich, wie alle Sensationen dieser Art, aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Es ist kein Virtuoso und auch kein auf Chopin oder Wagner beschränkter Zirkustier, sondern ein Klavier. Kein gewöhnliches Klavier allerdings, auch kein Instrument von bisher unerreichter Klangschönheit, sondern ein Riese der Musik — ein Klavier mit 255 Tasten! Dieses weniger künstlerische als kunstvolle Erzeugnis amerikanischer Phantasie wurde mit vieler Mühe und beträchtlichen Kosten auf die Bühne des Londoner Empire-Theaters geschleppt, um dort dem musikhungrigen Publikum vorgesetzt zu werden. Nach den Mitteilungen der „Daily Mail“ mißt die Tastatur des Monstrums nicht weniger als sieben Meter, und es wird versichert, daß das Stimmen des Instrumentes zu den verzwicktesten Berechnungen Veranlassung gegeben hat. Der Erfolg des Goliath-Klaviers in Amerika soll außerordentlich gewesen sein. Im New Yorker Globe-Theater wurde mit den Vorstellungen in einer Woche die hübsche Summe von 160 000 Mark eingenommen. Nun erwartet man auch in London mit Spannung das erste Konzert, und das Interesse ist um so größer, als die 255 Tasten des Riesen-Klaviers von sechs Klavierpädagogen gleichzeitig bearbeitet werden sollen.

Welches sind die härtesten Hölzer? In Anbetracht der hohen Verwendung von Holzkonstruktionen zu direkten oder indirekten Kriegszwecken spielt die Frage der Widerstandsfähigkeit der verschiedenen und zu Gebote stehenden Holzarten eine wichtige Rolle. Als härteste Hölzer sind, wie dem neuesten Heft der „Holzwelt“ zu entnehmen ist, der Fliederbaum, der Buchsbaum und das Quebrachoholz anzusehen. Von den angeführten Arten haben wir an Fliederbaum und Buchsbaum eigene Bestände. Von den ausländischen Hölzern sind ausreichende Vorräte angesammelt.